

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 36 (1946)

Heft: 9

Artikel: Trübes Verhängnis

Autor: U.W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636955>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE KLEINE BLÜTE

Leise öffnet sich die Tür zu Peters Krankenzimmer und mit dem vertrauten, lieblichen Lächeln der aufopfernden Pflegerin tritt die kleine rundliche Schwester ein. Sie nickt ihm mit freundlichem, von Herzen kommendem Wunsch zu und ihr Gesicht sieht unter dem kleinen weißen Häubchen aus wie ein zartes, nie vom rauen Winde gestreiftes Treibhauspflänzchen. An ihrem ganzen Tun merkt er, dass sie heute eine besondere Überraschung für ihn hat. Zudem sieht er jetzt, dass sie mit beiden Händen versucht, einen Gegenstand hinter dem Rücken zu verbergen. Sie lässt ihn raten, was es ist und von wem. Da er aber nicht sehr viel Geduld zu solchem Spiel hat, befiehlt sie ihm bald, die Augen zu schliessen. Er tut dies mit einer bis dahin unbekannten Sorgfalt und mit beinahe kindlicher Inbrust wünscht er den Augenblick herbei, der ihm die Lösung dieses kleinen Geheimnisses bringen wird. Und dennoch, als sie ihm erlaubt, die Lider zu öffnen, zögert er noch einen Moment, so als ob irgend etwas in ihm den Wunsch äussern würde, diese Zeit der Erwartung des Guten und Schönen noch ein wenig zu verlängern und zu geniessen.

Er liegt jetzt schon seit drei Wochen hier und noch sieht es trotz allen medizinischen und chirurgischen Anstrengungen der Ärzte beinahe so aus, als ob er für immer gelähmt bleiben müsste. In der ersten Zeit seines Hierseins war sein einziger Gedanke bei Tag und in den langen, schlaflosen Nächten sein rechter Arm, der, wie ein Fremdkörper, gefühllos und ohne Kraft an seinem Leibe hing. Er stellte sich vor, wie es sein würde, wenn er aus dem Spital käme als Krüppel, als Verstümmelter und wie ihn alle Menschen bemitleiden würden. Oh, wie er jetzt schon dieses Mitleid hasste und wie er sich aufbäumte gegen das unerbittliche Schicksal, das aus ihm, dem Gesunden, dem Starken einen Hilflosen und Schwachen zu machen drohte. Er fühlte auch, dass er dann auf den Mitleid der Andern angewiesen ein würde. Er, der immer so stolz gewesen war auf seinen starken, muskulösen Körper, er sollte sich nun von einer schwachen Frau in einem Rollstuhl herumschieben lassen, sollte nie, mehr laufen, pringen, schwimmen und skifahren, nie mehr in den Bergen, die er über alles ehrte, wandern können. Er wollte lieber sterben als dies alles ertragen und der Tod war ihm in dieser Zeit nicht mehr einheimisches, düsteres Ende alles Lebens, sondern er erschien ihm als Erlöser, als Heiland. Er dachte sogar ernstlich darüber nach, wie er dem Seelmann die Arbeit erleichtern oder sogar abnehmen würde. Alle diese Gedanken und Kämpfe leiteten noch einmal an seinem innern Auge vorüber, wie er so dagelegt und auf das Schöne wartet. Unentschlossen und zaghaft öffnet er langsam die vom ziegenfachen schweren Lider und sieht die Schwester direkt vor sich stehen. In den Händen hält sie vorsichtig, als ob es ein eugeborenes Menschlein wäre, ein kleines, anscheinbares Topfchen mit viel zarten, grünen Blättern und einem einzigen



(Bildbericht Pressbild Bern)

Unten: Ein alter, lieber Freund des Pächters. Dieser Landwirt kommt schon seit 27 Jahren hierher und ist zusammen mit dem Pächter alt geworden



kleinen Blütenkelch. Peter streckt unwillkürlich seinen gesunden Arm danach aus und sieht mit glänzenden Augen zu, wie die Pflegerin das Blümchen sacht an seine Seite auf den Bett-Tisch stellt und aus den dichten Blättern ein kleines Kärtchen löst. Es steht nicht viel darauf: 'Denk an unsere Berge! Wenn die Alpenrosen blühen, sind wir wieder oben. Mut! Dein Seilkamerad - Hans.' Zum erstenmal in seinem bewussten Leben empfindet Peter die aufsteigenden Tränen nicht als üble Schwäche, und er schämt sich auch nicht vor der kleinen Schwester, die gerührt seine feuchten Wimpern sieht. Lange

spricht keines der beiden Menschen ein Wort und beide konzentrieren sich in ihrem Innern auf das Gute, Kräftigende, welches von der kleinen Blüte und von der Schrift auf dem Kärtchen ausgeht. Nach langer Zeit des Schweigens, in der sich Peter innerlich stärkt, während die Frau stumm dasteht und ihn durch ihr Verstehen und Helfenwollen zu stützen sucht, öffnen sich die Lippen des Gelähmten, und er spricht in einem beschwingten, fast singenden Ton lange vor sich hin. Was er sagt, weiß er nicht und wenn er es wüsste, könnte er es nicht einmal verstehen. Es ist sein neu erwachter Lebenswill.

Kaum huschen die ersten Sonnenstrahlen durch das Fenster, so beginnt sich der „Parkplatz“ des „Pferdehotels“ zu beleben. So wie der Fuhrwerk angekündigt, kommt die Tochter Gfeller mit dem Pferd selber aus dem Wagen und kündet den Wagen dem Hotel. Der Pferd hält an der Ecke und weiss nur in seltenen Fällen, dass sich hinter diesem Wort ein richtiggehendes Hotel verbirgt: Das Stadthotel für Bauernpferde. Hier hat das Leben nie aufgehört, während es um die Garagen allmählich ganz still geworden ist. Im Grunde unterscheidet sich dieses Pferdehotel nur wenig von den Herbergen für menschliche Reisende. Der Empfang ist nicht weniger freundlich, die Begrüßung zwischen Mensch und Tier nicht weniger herzlich. Das Hotel besteht 27 Jahre und hat seither nie seinen Besitzer gewechselt. Als die Haare des Pächters Gfeller weiß werden sollten, stellte sich ihm kurzerhand die Tochter zur Seite und nun betreiben Vater und Tochter gemeinsam das Stadthotel für Bauernpferde, in dem sie gleichzeitig Empfangschef, Geschäftsführer und Zimmermädchen sind.

27 Jahre sind eine lange Zeit und es vermag sich in ihr manche Freundschaft zu bilden. So hat es Bauern, die schon seit der Gründung ihr Pferd hier unterstellt, sondern auch zwischen Mensch und Tier hat sich manche innige Beziehung herangebildet. In diesem Falle muss dann ein lustiges Anlegen der Ohren oder ein erfreutes Wiehern den Händedruck ersetzen und es gibt Pferde, die ohne Anweisung und leitende Hand den Weg in das Hotel finden, welches für sie errichtet wurde. Dies möglicherweise auch deshalb, weil sie wissen, dass ihnen zur gegebenen Zeit ihr „Diner“ pünktlich zuteil wird.

Pws.

Links: Das Lieblingspferd der Tochter Gfeller. Es findet seinen Weg in den Stall ganz allein und ohne Hilfe, aber Tochter ist nie, ohne der Tochter auf seine Weise zärtlich und liebenswürdig einen „Guten Tag“ zu sagen

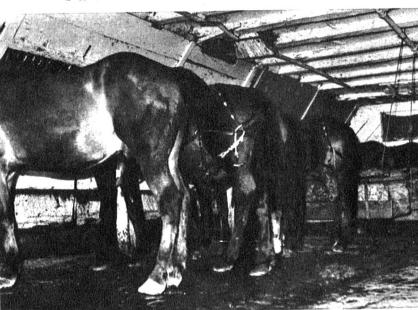
Rechts: Hier sind alle mitunter gut aufgehoben und auch der Landwirt weiß sein Tier in besten Händen. Viele seit Jahren kommen schon hierher, und es mag im Laufe der Jahre unter ihnen manche Freundschaft entstanden sein



Vater Gfeller betätigt sich als Empfangschef und bringt das Pferd selbst in den Stall



Vater und Tochter Gfeller, die schon mehr als 27 Jahren eng mit dem Geschäft verbunden sind. Früher war auch Mutter Gfeller dabei. Sie starb jedoch früh, und so ist nun die Tochter bereits seit 18 Jahren die rechte Hand des Vaters



er spricht. Nicht zu sich selbst und auch nicht zu der Schwester. Wird zum Leben, er führt den Berge stark in sich wieder. Er weiß, dass es gut ist. Peter spricht an seinen Wochen, in denen er hat, stellen die Ärzte eine unerklärliche Besserung fest, erfreut es der Peter, dass die Massage zu jedem Freitagnachmittag, die er Peter wohler macht, stille Schwester wissen, kommt, und oft

erinnert sie ihn, wie er in Gedanken weit weg ist und noch immer seine kleine Blüte betrachtet, zu der sich unterdessen noch einige andere gesellt haben. Sie sprechen nie darüber und nur selte, verständnisvolle Blicke reden von dem Wunder, das mit ihm geschah. Als Peter der Schwester die Hand zum Abschied reicht, leuchtet aus seinen Augen der Dank und so viel neue Kraft, dass die kleine Pflegerin kein Wort hervorbringen kann. Sein Wille zum Leben und zum Verstehen der Welt ist stärker als je zuvor, und er weiß, wem er diesen Hort zu verdanken hat: Der kleinen unscheinbaren Blüte!

Professor Pluvius ging nicht ohne Schirm aus. Eher würde er sich selber vergessen, als seinen Schirm.

Eines Tages aber stach ein ungeschickter Vorbeigänger mit einem Stangenende seines abgespannten Schirms in des Professors Regenschirm. Ein Loch! „Das muss gleich ausgebessert werden“, sagte daheim Frau Professor gelegentlich der täglichen Musterung der professoralen Garderobe. Professor Pluvius hatte die Verwundung gar nicht bemerkt. Und Frau Professor brachte den Schirm zur Ausbesserung fort. Da an ihrem eigenen Schirm ebenfalls eine Kleinigkeit fehlte, nahm sie diesen auch gleich mit.

So begab es sich, dass Professor Pluvius am anderen Morgen schutzlos und schirmlos nach seinem Museum wanderte. Zum Glück regnete es nicht, so dass er nicht mit seinem alten, schon seit Jahren abgespannten Schirm losziehen konnte.

Mittags aber goss es Bindfäden und Backsteine. Professor Pluvius aber flüchtete ins nahegelegene „St. Hubertus“-Restaurant und wartete bei Bier und Zeitung besseres Wetter ab.

Es dauerte ein Weilchen. Endlich aber konnte er zahlen und setzte den Hut auf, ließ sich in den Mantel helfen und nahm — Macht der Gewohnheit — den im Ständer stehenden Schirm mit sich. Als er sich durch die Drehtüre zwängen wollte, hielt ihn jemand am Ärmel zurück. Er drehte sich um und blickte in ein energisches Gesicht mit drohend senkrechteten Stirnfalten, das einem reckenhaften Herrn gehörte, der den Professor Pluvius wie einen Wurm hätte zerren können.

„Mein Herr“, sagte er scharf, „Sie werden mir erlauben, dass ich meinen Schirm selbst benutze!“

Pluvius war so verwirrt, dass seine Hände zitterten, als er den Schirm zurückreichte. „Entschuldigen Sie“, stammelte er, „ich habe immer einen Schirm bei mir, nur gerade heute nicht, und da dachte ich... dieser sieht fast so aus wie meiner...“

„Ja, natürlich, natürlich“, sagte der Herr in eigentlichem, sarkastischem Ton, und entfernte sich.

„Was sich dieser alberne Mensch wohl eingebildet hat?“, grübelte Professor Pluvius, als er heimwärts schritt.

Am nächsten Morgen regnete es ausser Bindfäden und Backsteine noch junge Hunde.

„Wenn du heute mittag deinen Schirm holst, sagte Frau Professor, „wirst du meinen auch mitbringen. Ich brauche ihn.“

Als sie an diesem Morgen angesichts des katastrophalen Regenwetters den alten, abgedankten Schirm des Professors hervorsuchte, kam es diesem zum Bewusstsein, dass er dann heute mittag glücklich mit drei Schirmen heimkommen würde. Er wies bescheiden daraufhin.

„Das macht nichts“, sagte Frau Professor, „fahre nur im Autobus zurück.“

Der Regen hörte nicht auf, und nach Schluss des Dienstes, wanderte Pluvius unter dem Schutz des alten, grünschillernden Regenschirmes zum Schirmdoktor, der ihm die beiden fertigen Schirme aushändigte. Zwei über dem Arm gehängt, den dritten aufgespannt, so erreichte er den Autobus.

Als er sass und die drei Schirme zwischen den Knieen hielt, fiel sein Blick auf einen Herrn gegenüber, der ihn interessiert beobachtete. Professor Pluvius verspürte einen Stich in der Herzgegend. Der Herr aus dem „Hubertus“!

Jener sagte nichts, blickte nur von den drei Schirmen auf deren Besitzer und umgekehrt. Professor Pluvius wurde rot. Verwirrt schlug er die Augen nieder.

Bei der nächsten Haltestelle stand der Herr auf, trat auf dem Wege zum Ausgang auf ihn zu und flüsterte ihm bissig zu: „Hm, heute mehr Glück gehabt als gestern?“

Pluvius zitterten die Knie. Jetzt interessierte sich plötzlich der ganze Wagen um ihn und seine drei Schirme. Blicke trafen ihn: mitleidige, spöttische, strafende, verächtliche... U. W.